

Uta Seeburg

Das  
wahre  
Motiv

Kriminalroman

HarperCollins

## *Zum Buch*

Das Jahrhundert neigt sich dem Ende zu, und die Welt scheint sich immer rasanter zu drehen – selbst im beschaulichen München. So sollen sich im Künstlerviertel Schwabing unter den Zugereisten und Bohémiens unglaubliche Ausschweifungen zutragen. Eine fremde Welt für den preußischen Sonderermittler Major Wilhelm Freiherr von Gryszinski. Doch als ein junger Mann, der Modell für die berühmtesten Maler Münchens stand, auf bizarre Weise den Tod findet, muss Gryszinski wohl oder übel in Schwabing ermitteln. Für ihn selbst überraschend, zieht die schillernde Künstlerszene ihn immer mehr in ihren Bann. Als der Mörder erneut zuschlägt, beginnt eine packende Jagd.

## *Zur Autorin*

Uta Seeburg ist Berlinerin und lebt in München. Sie arbeitete bereits als Werbetexterin, Drehbuchautorin und Redakteurin, widmet sich aber heute ausschließlich der Schriftstellerei. Die promovierte Literaturwissenschaftlerin wohnt mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter in Haidhausen. *Das wahre Motiv* ist nach *Der falsche Preuße* der zweite Band der Gryszinski-Reihe, gefolgt von *Der treue Spion* als Band drei. Weitere Informationen finden Sie unter [www.utaseeburg.de](http://www.utaseeburg.de).

Uta Seeburg

**Das  
wahre  
Motiv**

Kriminalroman

HarperCollins

Ungekürzte Ausgabe im HarperCollins Taschenbuch  
© 2022 by HarperCollins in der  
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg  
Covergestaltung von Hauptmann & Kompanie, Zürich  
Coverabbildung von Ildiko Neer / Trevillion Images  
ullstein bild - histopics  
E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN E-Book 9783749903740  
[www.harpercollins.de](http://www.harpercollins.de)

Für meinen engsten Kreis: von Herzen Dank  
fürs Mitlesen, Zuhören, Recherchieren,  
Bekochen, Weiterwachsen und Spielen  
unter der pandemischen Glasglocke.

# [München]

»Die Bevölkerung besteht zu 84 Proz. aus Katholiken, 14 Proz. Protestanten, 2 Proz. Israeliten und nur zu 37 Proz. aus Eingebornen, zur größern Hälfte aus zugezogenen Bayern, zu 6 Proz. aus andern Deutschen, zu 4 Proz. aus Ausländern [...]. Insoweit sich noch typische Figuren des echten Müncheners finden, zeigt dieser sich bieder, trockenen Humors, genußfreudig, aber bei schwerer Arbeit ausdauernd und kräftig, für das Fremde nicht leicht einzunehmen, auf seine Stadt und ihre Schönheiten stolz, wenn auch mit mancher großstädtischen Neuerung nicht immer sofort einverstanden.«

*(Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Zwölfter Band, 1897.)*

# 1.

»Was kannst Du, was kein anderer kann?«

*(Franz von Lenbach, Leitsatz)*

Gryszinski bestaunte diese kleine Welt. Der Laden, der hauptsächlich aus einem gewaltigen Warenregal bestand, war in hellen Sandfarben gestrichen. An den Seiten lugte eine bereits verblässende Tapete hervor, die ländliche Szenen zeigte: Eine ältere Frau klopfte ein Daunenkissen am Fenster aus, ein Mann hatte einen Schubkarren gegriffen, auf seinem Rücken trug er eine erlegte Gans, ein junges Mädchen molk eine Kuh. Oben schloss eine Bordüre in Form einer bunten Girlande das Bild ab. Das mächtige Regal enthielt lauter Schubladen, auf die silberne Schilder in der Form von Wimpeln genagelt worden waren, deren Inschriften stolz verkündeten, welche Köstlichkeiten sich dahinter verbargen. Neben den weniger aufregenden Erbsen und Linsen lockten süße Rosinen, getrocknete Feigen und Bonbons, bis endlich, auf der anderen Seite des Regals, die Welt der Kolonien die Gedanken beflügelte und Gryszinskis empfängliche Zunge kribbeln ließ, mit Cacao, Chocolate, Vanille und Kaffee. Vor diesem Regal der Herrlichkeiten stand, einem Wall gleich, ein Tresen, auf dem wiederum eine überdimensionierte Waage thronte, die der Justitia alle Ehre gemacht hätte, hier aber von einem freundlich lächelnden Krämer bedient wurde, dessen dünner Schnurrbart

Gryszinski an einen windigen Ober im Kaffeehaus denken ließ. Dem Mann reichte der Tresen bis zum Kinn, und auch der Besen, der an die Wand des Ladens gelehnt war, überragte ihn deutlich. Just in dem Moment, der Gryszinski diesen Fehler im Bild erkennen ließ, fuhr eine Faust wie die Hand Gottes von oben in den Krämerladen, angelte nach dem wehrlosen Männlein und fegte dabei die Waage rücksichtslos vom Tisch, wobei sich Reis und Mandeln, die in den Waagschalen gelegen hatten, über den Boden ergossen.

»Fritzi!«, rief Gryszinski und kniff seinem einjährigen Sohn scherzhaft ins Ohr. »Pass auf!«

Der kleine Junge lachte aufgeregt und streckte seinem Vater die ergaunerte Holzfigur entgegen, während Gryszinski die Schubladen des Puppenladens öffnete und Mandeln und Reis zurücksortierte. Er hob seinen Blick zum Fenster des Kinderzimmers. Eine kahle Birke klopfte mit knöchernen Fingern an die Scheibe. Der Februar im Jahre 1895 hatte soeben begonnen, wirklich die unangenehmste Zeit des Jahres, über die man am besten nicht zu viele Worte verlor.

Major Wilhelm Freiherr von Gryszinski - er war, obwohl nur Reserveoffizier der preußischen Armee und dazu auch noch ausgerechnet in München wohnhaft, aufgrund besonderer Verdienste um sein Vaterland einen Dienstgrad höher geklettert - überließ Fritzi der Kindsmagd Anneliese und ging hinüber in den Salon. Es war früh am Morgen, und er würde gleich in Richtung Polizeidirektion aufbrechen müssen, wo er als kriminalistischer Sonderermittler tätig war. Doch zunächst wollte er etwas überprüfen, eine Sache, die ihn seit Wochen nicht losließ. Er und seine Frau Sophie lebten seit ihrer Übersiedlung aus Berlin in einer hübschen Mietwohnung in der Liebigstraße im Münchner Stadtteil Lehel. Sie teilten sich die Beletage mit ihrem Sohn Friedrich,

dessen Kindermädchen und der Haushälterin Aloisia Brunner, einer grimmigen Oberbayerin mit der seltenen Gabe, sich völlig lautlos durch die Räume zu bewegen – eine Eigenschaft, die Gryszinski nicht selten peinliche Schreckensmomente beschert hatte, wenn die Brunner plötzlich wie eine dunkle Erscheinung direkt hinter ihm aus dem Boden gewachsen war. Allerdings hatten er und die Haushälterin über das letzte Jahr hinweg eine spezielle Beziehung entwickelt. Nicht zuletzt die Tatsache, dass Gryszinski heimlich das ärmliche Heim der Brunner'schen Schwester bezuschusste, hatte ihm so einige Privilegien beschert, zu denen es auch gehörte, dass er abends unbehelligt in die Küche schlendern und seine Nase in ihre brodelnden Töpfe stecken durfte, was er außerordentlich gerne tat und sonst niemandem gestattet war. In diesem Moment allerdings widerstand er dem Duft von heißem Mokka und im Ofen aufgehenden Hefengebäck, der aus der Küche strömte, auch wenn es ihn seine gesamte Selbstbeherrschung kostete.

Der Salon lag noch im Halbdunkel, nur eine der neuen elektrischen Stehlampen warf ihr künstliches Licht auf Sophies Diwan, über den ein weicher persischer Teppich gebreitet war. Daneben ein zierliches Teetischchen, das unter einem Berg von Romanen schnaufte. Schon einige Male war das Möbelstück krachend umgekippt, und zwar immer dann, wenn jemand unvorsichtigerweise einen der Bücherstapel schwungvoll hochgenommen und damit das komplizierte Gleichgewicht dieses babylonischen Bücherturms gestört hatte. Gryszinski umrundete, unwillkürlich den Atem anhaltend, das Zeugnis von Sophies Lesewut. Vor Wochen war ihm zum ersten Mal aufgefallen, dass ein auffälliges rotes Lesezeichen tagelang immer an derselben Stelle in einem Band von Balzac steckte. Auch die anderen Lesezeichen, insgesamt fünfzehn an der Zahl, die

über verschiedene Bücher auf dem Teetisch verteilt waren, hatten ihre Wanderungen durch die Seiten nicht antreten dürfen. Tatsächlich schienen die Bücher ihre Position überhaupt nicht zu ändern. Als ihm das einmal klar geworden war, hatte er begonnen, die Sache zu beobachten, voll stummer Geduld. Nach Wochen musste er konstatieren: Keines der Bücher wurde offenkundig überhaupt nur berührt, als sei Sophies fieberhaftes Verlangen nach Lektüre ganz plötzlich erloschen. Dafür, was noch viel seltsamer war, zeigte das kleine Stehpult in der Küche, auf dem das Haushaltsbuch lag, deutliche Hinweise darauf, dass seine Gattin hier neuerdings viel Zeit verbrachte. Er sah dort ein täglich frisch aufgefülltes Tintenfass, bekritzelte Zettelchen und auch mal eine Gabel, ein Bratenmesser oder anderes Silberzeug, das sie offenbar in Gedanken schnell gegriffen und zur Markierung zwischen die Seiten des dicken Buches geschoben hatte. Sogar ein paar tintenverschmierte Fingerabdrücke hatte er eines Abends auf der Tischplatte bemerkt, die am nächsten Tag allerdings wieder verschwunden waren, vermutlich hatte die Brunner die Spuren gelöscht. Das alles beschäftigte Gryszinski sehr: Warum kümmerte Sophie sich plötzlich so intensiv um den Haushalt? Notierte offenbar mit Feuereifer ihre häuslichen Ausgaben? Schrieb sich vielleicht sogar Kochrezepte auf? Was für andere Ehefrauen wohl ein normaler Zustand gewesen wäre, hatte für seine eigene Gattin nie gegolten, und er war damit einverstanden gewesen. Noch viel merkwürdiger allerdings war, dass sie so wirkte wie immer. Sie war zufrieden und etwas zerstreut, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die er immer zu kennen geglaubt hatte.

»Ach, hier bist du, Willi«, riss der Gegenstand seiner forensischen Forschungen ihn aus seinen Überlegungen.

Sophie stand im Türrahmen und musterte ihn nicht weniger beobachtend. »Suchst du etwas?«

»Ah, nein, ich stand hier nur«, erklärte er hastig. »Ich hab nichts gesucht, gar nichts.«

»Außer vielleicht deinen Kopf?«, gab sie zurück, machte ein paar Schritte auf ihn zu und gab ihm einen liebevollen Kuss, was ihn noch mehr aus dem Konzept brachte als die verräterischen Lesezeichen. Das Pendel der Repetieruhr im Esszimmer holte eben schnarrend aus, um zum zweiten Mal, jeden subtilen Missklang zwischen den Eheleuten mit der Lautstärke einer Dampfmaschine übertönend, die volle Stunde zu schlagen. »Du musst los«, sagte sie und strich ihm übers Haar, bevor sie sich zum Flur wandte.

Immer noch in Gedanken stapfte Gryszinski langsam die Stufen hinunter, die direkt in die großzügige Kutschendurchfahrt führten. Auch dieser schenkte er kaum Aufmerksamkeit; ein Fehler, wie sich herausstellen sollte, denn er bemerkte erst im letzten Augenblick die Droschke, die im mörderischen Tempo herangerauscht kam und ihn zu einem unwürdigen Hechtsprung in Richtung des rettenden Treppenabsatzes zwang. »Herrschaftszeiten!«, entfuhr es ihm zu seiner eigenen Überraschung, während er sich schwer atmend ans Treppengeländer klammerte.

Neben seiner Beförderung durch den preußischen Staat hatte ihn auch die Königlich Bayerische Polizeidirektion mit einigen neuen Privilegien ausgestattet. Dazu gehörte eine eigene Dienstkutsche, die ihm rund um die Uhr zur Verfügung stand und von einem Burschen namens Gustav Apfelböck gelenkt wurde, der leider nur zwei körperliche Zustände kannte: an die Kutsche gelehnt herumlungern, während er auf seinen Dienstherrn wartete, oder galoppierend, als ob er einer der apokalyptischen Reiter wäre. Einmal hatte er sogar den königlichen Mehrspanner des Prinzregenten von der Ludwigstraße abgedrängt –

Gryszinski war sich da allerdings nicht ganz sicher; sie waren so gerast, dass er das Wappen der Wittelsbacher am Sitzkasten nur schemenhaft hatte erkennen können. Gryszinski revanchierte sich für diesen alltäglichen Anschlag auf sein Leben, indem er, wenn auch nicht absichtlich, seine Droschke einfach regelmäßig vergaß. Jetzt allerdings war dieses Teufelsgefährte mehr als präsent, und er stieg mit immer noch klopfendem Herzen ein. Zeternd sprang ein Zeitungsjunge aus dem Weg, als sie aus der Ausfahrt schossen.

Die zweite Neuerung war womöglich noch tiefgreifender. Seit Kurzem besaß die Familie Gryszinski, als die Ersten in ihrer Straße, einen eigenen Telephonanschluss. Man hatte den schwarzen Apparat, der eine geisterhafte Stimme von überallher durch ein Kabel transportieren konnte, im Flur aufgestellt, damit man Gryszinski jederzeit von allen Münchner Polizeiwachen aus erreichen konnte. Anstatt einfach irgendeinen rangniedrigen Gendarmen zu schicken, wie es eigentlich, fand Gryszinski, bislang hervorragend funktioniert hatte. Nun stand es also da, dieses Sinnbild der Technikvergötterung seiner Zeit, und drohte permanent damit, einen körperlosen Fremdling ganz unmittelbar in sein Heim eindringen zu lassen. Er war sich dieser unheimlichen Tatsache ständig bewusst, auch wenn das Telephon bisher nur ein einziges Mal geklingelt hatte, das war allerdings spektakulär gewesen. Es hatte sich genau in dem Augenblick gemeldet, als Frau Brunner Salzburger Nockerln aufgetragen hatte. Das feine Silbertablett, auf dem die Pyramide aus heißem Eischnee thronte, noch in den Händen haltend, fuhr sie beim ersten Klingeln dermaßen zusammen, dass ihr das kulinarische Kunstwerk wie in einem schlechten Theaterstück entglitt. Mehr noch: Sie riss vor Schreck die Arme hoch, was dem duftigen, einem raschelnden Tutu ähnelnden Dessert eine anmutige Schwerelosigkeit verlieh,

mit dem es zum Sprung ins Zentrum der Tafel ansetzte, wo die kristallene Etagere von Sophies verstorbener Mutter stand. Die entsetzte Erbin des Geschirrstücks schnellte vor, um sich schützend über selbiges zu werfen. Gryszinski derweil war, ebenfalls zu Tode erschrocken, aufgesprungen und in den Flur gehetzt – das elektrische Schrillen erschien ihm unsagbar autoritär, er rechnete fest damit, gleich mindestens einen General eines kaiserlichen Eliteregiments an der Strippe zu haben. Umso perplexer war er, als er, sich die Serviette aus dem Kragen reißend und schwer keuchend, den Hörer abhob und eine bayerische Frauenstimme vernahm: »Grüß Gott, Herr Major, die Vermittlung hier. Nur eine Probe, ob der Anschluss auch funktioniert. Einen schönen Abend Ihnen noch.« Und dann eine niemals zuvor gehörte Abschiedsformel: »Wiederhören!«

Nun wurde Gryszinski wieder aus seinen Gedanken gerissen. Die Kutsche hielt, was sich anfühlte, als ob jemand einen Anker ausgeworfen hätte, der Pferd, Droschke und Insassen mit einem Ruck ans Trottoir fixierte. Bevor der tollkühne Kutscher von seinem Bock springen konnte, öffnete Gryszinski selbst den Schlag und stieg leicht schwankend aus. Sie waren erst einen Straßenblock weit gekommen, wo sich ein neuer morgendlicher Anlaufpunkt des Majors befand. Seit einigen Monaten überließ er die Pflege seines Moustaches einem Könner und suchte täglich einen Barbier auf. Bei dieser Veränderung seiner Morgenroutine hatte er eigentlich einen klaren Plan verfolgt: Gryszinski wollte Zugang zum Stadtgespräch haben, eine Art Seismograph der täglichen Stimmungen unter dem beschaulichen Deckmantel der Residenzstadt. Hauptsächlich ging es ihm darum, eine weitere Quelle neben seinem urbayerischen Wachtmeister Johann Voglmaier zu gewinnen, der seine Spezl überall hatte und

letztlich den gesamten Informationsfluss lenkte, welcher nicht selten aus eher undurchsichtigen Gewässern entsprang. Nun war Gryszinski eines schönen Tages im Salon eines Barbiers mit dem südländischen und etwas albernen Namen Luigi Carigi vorstellig geworden, von der Geschwätzigkeit eines Mannes, der den ganzen Tag lang Klatsch und Tratsch hörte, zutiefst überzeugt. Leider hatte er schnell feststellen müssen, dass Carigi der vermutlich schweigsamste Mensch Münchens war. Und fast gleichzeitig hatte er bemerkt, wie angenehm diese zehnminütige stille Meditation anmutete, weshalb er trotzdem wiederkam.

Ein warmes feuchtes Handtuch lag über seinem Gesicht, während Carigi rituell sein Rasiermesser mit ein paar Strichen schliff. Der Barbier trug einen blütenweißen Kittel, wie auch sein gesamter Salon peinlich sauber war. Die Bodenfliesen wurden offenbar jeden Abend geschrubbt, die schweren Friseurstühle aus Gusseisen und Mahagoni blitzten, kein einziges Haar verunreinigte die Marmorplatte des Frisiertischs. Carigi nahm das Tuch fort, seifte Gryszinskis Gesicht mithilfe eines dicken Pinsels ein und griff daraufhin wieder nach seinem frisch geschärften Messer, wobei seine Hände die Präzision eines Chirurgen nachahmten, wohl eine Reminiszenz an die Tradition seines Berufsstands, der bis vor nicht allzu langer Zeit noch Aderlässe und kleinere Operationen vorgenommen hatte. Mit sanfter Brutalität drückte der Barbier nun den Kopf Gryszinskis so nach hinten, dass dieser seine Kehle schutzlos darbot.

»Nun nicht bewegen«, waren auch heute die einzigen Worte, die Carigi sprach, eher bedrohlich flüsterte, bevor er das Messer ansetzte und Gesicht und Hals seines Kunden bearbeitete.

Kurz darauf ging es wirklich zum Dienst, wieder in einem Tempo, das den Körper vor sich hertrieb, während der Geist

irgendwie hinterherschwankte. Die Maximilianstraße mit ihren luftigen Arkaden und breiten Gehwegen flog vorbei, alles flirrte im Licht der Sonne, die sich endlich hervorgewagt hatte. Rechterhand tat sich der Max-Joseph-Platz auf, wie eine gewaltige Sackgasse am Ende der Prachtstraße, in deren Mitte, etwas verloren im Zentrum eines Kreises aus Straßenlaternen, das Monument des namensgebenden ehemaligen Regenten stand. Flankiert wurde der Platz, der an die römische Piazza del Campidoglio erinnern sollte, vom Nationaltheater nach Pariser Vorbild und jenem Teil der Residenz, der wiederum dem Florentiner Palazzo Pitti nachempfunden war; die Essenz des alten Europas einmal destilliert, zusammengestaucht und auf engstem Raum in Stein gegossen. Im Galopp überholten sie ein paar Fuhrwerke, was mit empörtem Peitschenknallen, derben Flüchen und dem aufgeregten Schnattern einiger Gänse kommentiert wurde, bis sie Sekunden später in die Weinstraße einbogen. Hier befand sich das Hauptgebäude der Königlich Bayerischen Polizeidirektion. Es lag nur wenige Schritte von einem der Nebengebäude in der Schrammerstraße entfernt, wo Gryszinski sein Bureau hatte, das eine köstliche Aussicht auf einen florierenden Delikatessenladen namens Dallmayr bot. Gustav Apfelböck führte wieder sein unnachahmliches Ankermanöver durch und entließ den durchgeschüttelten Major in den Tag.

Er suchte gar nicht erst sein Bureau auf, sondern stieg direkt in den Keller der Weinstraße hinab, wo der Gerichtsarzt Dr. Alexander von Meyering sein Anthropometrisches Labor eingerichtet hatte. Der Mediziner war womöglich ein noch größerer Enthusiast der Kriminalistik als Gryszinski selbst. Der war froh um diesen unverhofften Weggefährten. Man hatte Gryszinski im vorletzten Jahr nach München geholt, nachdem er als junger

Jurist beim berühmten Grazer Kriminalisten Hans Groß hospitiert hatte, um als Sonderermittler die neuen kriminalistischen Methoden in der bayerischen Hauptstadt einzuführen und ganz konkret die Lücke zu füllen, die sich bei jedem komplizierteren Mordfall auftat, denn es gab keine richtige Kriminalabteilung. Keine kleine Aufgabe, der Gryszinski, so hatte er es sich fest vorgenommen, nun mit mehr Systematik entgegenzutreten wollte. In diesem Sinne hatten die beiden Herren sich heute hier verabredet, um ein ehrgeiziges Projekt auf die Beine - oder besser gesagt: die Füße - zu stellen. Sie würden ein umfassendes Archiv zur Systematisierung von Fußspuren anlegen. Der Gerichtsarzt und die beiden Wachtmeister Gryszinskis erwarteten ihn schon - Voglmaier, eine Münchner Wirtshausnatur, der gemeinhin »das Spatzl« gerufen wurde, und Konrad Eberle, ein Schwabe, dessen äußere Erscheinung so farblos wie seine innere Leidenschaft für alles Exotische glühend war. Zu den exotischen Dingen zählte für Eberle auch das Preußentum, wie Gryszinski immer wieder etwas befremdet feststellen musste. In einer Ecke des Kellergewölbes harrten etwa dreißig Gendarmen stumm der Ereignisse.

»Gryszinski, da sind Sie ja!«, rief Dr. Meyering. »Es ist alles vorbereitet.«

Damit wies er in den Raum, der sehr verändert aussah. Normalerweise war hier eine lange Tafel aufgestellt, auf der sich Mikroskope und rätselhaft Apparaturen türmten, mit denen Delinquenten vermessen und Leichen identifiziert werden konnten. Das alles war nun an die Seite gerückt. Dafür verlief ein regelrechter Parcours aus Papierbahnen auf dem Boden, die Blätter waren mit Heftnägeln fixiert worden. Unter getuschelten Albernheiten entledigten sich die jungen Gendarmen nun ihrer Schuhe und Strümpfe und stellten sich in einer Reihe auf. Nach und nach bestrichen Eberle und Voglmaier die Fußsohlen der Probanden mit einer leicht

ätzend riechenden Flüssigkeit, einer alkoholischen Eisenchloridlösung. Einige verzogen das Gesicht, offenbar brannte die Tinktur etwas. Die ersten drei Männer stellten sich nun zunächst auf eine Papierbahn, um diese dann langsam abzuschreiten. Danach wurden die Papiere mit einer weiteren Lösung bestrichen, die einen noch unangenehmeren Geruch verströmte.

»Ammoniak, Alkohol und Äther«, erläuterte Dr. Meyering und beugte sich über das Ergebnis. Wie von Zauberhand erschienen nun deutliche Fußabdrücke, die den Arzt in regelrechte Begeisterung versetzten. Er zeigte auf die äußerste Bahn. »Ein Plattfuß aufgrund von Übergewicht, wie aus dem anatomischen Lehrbuch!« Mit leuchtenden Augen blickte er den dicken Polizisten an, von dem die Spuren stammten und der nun etwas unglücklich die Schultern hängen ließ. »Ein kolossaler Dienst für unsere junge Wissenschaft.«

Nichts an seiner todernsten Miene ließ erkennen, ob das Wortspiel Absicht gewesen war, aber Gryszinski musste grinsen. Voglmaier und Eberle notierten akribisch, welche Spuren einen stehenden Fuß, welche einen laufenden zeigten, zudem Größe, Gewicht und körperliche Merkmale der Probanden, die Dr. Meyering ungeniert in den Raum hineinrief, während die nächsten Bahnen beschriftet wurden. »Klassischer Spreizfuß! Ah! Ungewöhnlich stark ausgeprägte O-Beine! Sehen Sie, wie sich die Fußstellung ändert, weil der Rücken verkrümmt ist. Ach, Eberle, notieren Sie bei dem jungen Kollegen bitte noch: auffallend kurze Beine und übermäßig schweres Gesäß.«

In dieser aufmunternden Art ging es weiter, während es einem von den Dämpfen der Chemikalien immer schummrig wurde. Die fertigen Fußabdrücke befestigten sie an der Wand, und allmählich entstand ein bizarres Panoptikum per pedes, das ihnen eines Tages einmal sehr

nützlich sein könnte. Nur leider, dachte Gryszinski seufzend bei sich, morden Menschen selten barfuß. Sie würden das Ganze noch einmal mit beschuhten Füßen wiederholen müssen, auch wenn es schwer vorstellbar war, dass da vergleichbar präzise Details über die körperlichen Eigenheiten eines Probanden sichtbar würden. Der beschuhte Fuß hat mehr Merkmale, der nackte Fuß mehr Physiognomie, wie sein Mentor einmal geäußert hatte. Sie würden also über ein weiteres Klassifizierungssystem für Abdrücke von Schuhen nachdenken müssen. Gryszinski nickte vor sich hin und beschloss, an die frische Luft zu gehen. Dr. Meyerings Anfrage, ob er nicht auch seine eigenen Fußabdrücke im Dienste der Wissenschaft verewigen wolle, hatte er bereits freundlich abgelehnt.

Er verließ den imposanten Bau der Polizeidirektion, ein ehemaliges Kloster, in dem mittlerweile auch die Schutzmannskaserne untergebracht war. Gryszinski betrachtete den sorgfältig gefegten Bürgersteig zu seinen Füßen. Ein Ärgernis bei Morden im öffentlichen Raum, der Täter hatte ja nicht mal die Chance, einen Abdruck zu hinterlassen. Aber es war nicht nur das: Die Anonymität der Großstadt, von der man in Berlin schon lange sprach, war auch in München angekommen. Sie äußerte sich in der Flut der namenlosen Arbeiter, die in die Stadt strömten und die Bevölkerungszahl in schwindelig machender Geschwindigkeit ansteigen ließ. Die Stadt wechselte ständig die Gestalt, wuchs immer mehr an, schluckte Vororte. Und sie änderte ihr Gesicht. Es kam Gryszinski so vor, als sei sie eine permanente Baustelle, ständig hämmerte und bohrte es, wurden neue Häuser hochgezogen, bildeten sich Straßenschluchten. Den Himmel durchschnitten die Kabel der elektrischen Straßenbeleuchtung, in deren schwarzen Schlagschatten man umso mehr verschwinden konnte, spurlos. Nur um die Residenz herum blieb München ein

prachtvoller feudaler Schaukasten. Der Prinzregent, so volksnah und unprätentiös er sich gerne gab, hatte doch eine Abneigung gegen zu viel moderne Verschandelung seiner unmittelbaren Umgebung. Und natürlich atmete Gryszinskis Lieblingsort, der Victualienmarkt, genau die Mischung aus bayerischer Gemütlichkeit und fröhlicher Menschenansammlung, die er zu schätzen gelernt hatte. Wie im Traum war er hierhergelaufen, wieder war sein Körper vorausgeeilt, was aber dieses Mal nicht am apokalyptischen Galopp seines Kutschers lag, sondern wohl eher an der Tatsache, dass ihm schon ganz schlecht vor Hunger war.

Er überblickte den runden Platz, der bis auf den letzten Zentimeter mit kleinen Buden aus Brettern bedeckt war. Dazwischen schlängelten sich schmale Pfade, in denen Gryszinski sich mit demselben Gefühl lustvoller Ungewissheit verlieren konnte, mit dem sich ein Kind in ein Kornfeld schlägt. Die Wege führten ins Zentrum des Marktes, zur Fläche mit den offenen Ständen, wo bis unter die Nase eingemummelte Marktfrauen ihre Waren in Körben präsentierten. Sie saßen auf Schemeln unter weißen Sonnenschirmen, eine Lichtung mit Pustebäumen inmitten eines dunklen Waldes. Elegante mehrgeschossige Stadthäuser umschlossen die Szenerie, darüber schwebten hohe Kirchtürme. Gryszinski, preußischer Protestant ohne Leidenschaft für alles Religiöse, entsandte dennoch einen inneren Dank an einen nicht näher definierten Adressaten, näherte er sich doch seinem Gral: der Metzgerzeile, wo das Fräulein Ganghofer ihm besonders dicke Scheiben vom Schweinsbraten schnitt. Diese legte sie mit der fleischseligen Zuneigung der echten Metzgerin in ein Bett aus zwei warmen Semmelhälften, das sie zuvor mit einer Bratenkruste hergerichtet hatte. Diese Kruste hatte man, während sie im Ofen immer knuspriger geworden war,

beständig mit heißem Fett übergossen, weshalb sie zwischen seinen Zähnen einmal laut krachte, bevor sie im gesamten Mundraum als warmer öliger Film zerlief und den Major keinen klaren Gedanken mehr fassen ließ. Zurück blieb nur ein diffuses Schuldgefühl, das etwas mit seiner strengen Mutter und dieser völlig unsoldatischen Leidenschaft für Bratensemmeln zu tun hatte. Doch Gryszinski wusste diese unliebsamen Emotionen zu neutralisieren, und zwar mit einem erneuten kräftigen Biss in das zarte Schweinefleisch, das ihn mild von seinen Sünden freisprach.

Nach dieser höchst erfreulichen Mittagspause kehrte Gryszinski zurück in die Weinstraße, wo er die Speerspitze der Münchner Kriminalistik in einem recht desolaten Zustand antraf. Vor lauter Äther, Ammoniak und Füßen wisse man nicht mehr, wo einem der Kopf stehe, erklärte das Spatzl freimütig. Gryszinski entließ sie daraufhin alle großzügig ins Freie. Eine Weile stand er allein in dem Kellergewölbe und betrachtete die Fußabdrücke an den Wänden. Er fragte sich, wann er es wieder mit der Spur eines echten Mörders zu tun haben würde. Derzeit war es bis auf ein paar Suizide und Totschläge im Affekt, allesamt traurige, aber glasklare Fälle, auffällig still. Die Stadt war in Kälte erstarrt. Unter dieser Oberfläche aber brodelte es. Mit dem Heiligdreikönig Anfang Januar hatte die Faschingszeit begonnen, die ihren Höhepunkt mit all ihren Umzügen und offiziellen Bällen in der entsprechenden Faschingswoche im Februar hatte. Allerdings fanden bereits Maskenfeste und Gesellschaften statt. Jeden Abend gab es irgendwo etwas, und eine als Prinzessin oder Nymphe verkleidete Verkäuferin inmitten der dicht gedrängten Fahrgäste einer Trambahn war keine Seltenheit. Nach dem Aschermittwoch würde dann nach Wochen der gelockerten Sitten die vierzigtägige Fastenzeit beginnen. Nur in München fiel diese nicht gerade

asketisch aus, denn hier begann nach dem Fasching die Starkbierzeit, die nochmals siebzehn Tage dauerte. Diese barocke Festesfreude, diese katholische Opulenz war Gryszinski immer noch fremd, er entstammte eben einer Welt der feinsinnigen Konversationen und wohlchoreographierten Abendgesellschaften. In Berlin begeisterte man sich nicht für Faschingsumzüge, höchstens ging einem das Herz bei einer Militärparade auf – wenn man nicht wie er heimlich Pazifist war. Er warf einen letzten Blick auf die Plattfüße und Bewegungsabdrücke, bevor er den Raum verließ und sich in sein eigenes Bureau in der Schrammerstraße aufmachte. Dort würde er ein paar Berichte abschließen, womit wieder einige Verstorbene bald vergessen im Strom der Zeit versinken würden. Und dann einen Abendspaziergang nach Hause unternehmen.

Der Rest des Tages verlief wie von Gryszinski geplant. Zeitig schloss er seine Akten, nickte Voglmaier und Eberle, mit denen er das Bureau teilte, verabschiedend zu und machte sich auf den Weg, wobei er sich keine Sekunde lang an seinen Kutscher erinnerte. Draußen waren kaum Menschen unterwegs, die wenigen hielten ihre Melonen fest, damit der kalte Wind diese nicht davonwehte, und pikten ihre Spazierstöcke entschlossen ins Trottoir, als käme man so schneller wieder ins Warme. Die steinernen Fassaden wirkten wie verhangen, die sonst so einladenden Arkadengänge der Maximilianstraße erschienen Gryszinski abweisend und voller dunkler Ecken. Umso schöner war es, die Wohnungstür zu öffnen und ins warme Licht der Lüster zu treten, die den Flur entlang von der Decke hingen. Aus der Küche wehte der Duft nach gebratenem Geflügel zu ihm herüber, außerdem erschnupperte er, dass im Ofen etwas besonders Köstliches kurz vor seiner Vollendung stand, gleich würde die Brunner ihre dicken Topflappen zücken, die

wuchtige Ofentür aufstemmen und ihr dampfendes Werk herausbefördern. Diesem Ereignis wollte er unbedingt beiwohnen, weshalb er eilig Hut und Handschuhe ablegte. Da öffnete sich die Tür zum Salon, und Sophie erschien.

»Willi, du bist schon zurück!«, rief sie erfreut. Hinter ihr lugte Fritzi, ihren Rockzipfel mit beiden Händen festhaltend, in den Flur und quietschte bei seinem Anblick freundlich.

Gryszinski gab seiner Frau einen Kuss, dann griff er sich das Kind. »Komm, Fritzi, wir schauen mal in die Küche, ich glaube, da ist gleich ein Kuchen fertig.«

Sophie lachte. »Deine Spürnase übertrifft vermutlich noch deine Fertigkeiten im Spurenlesen. Es sind übrigens Mandelkränze. Wenn ihr Frau Brunner genug von der Arbeit abgehalten habt, wäre es nett, wenn du zu mir in den Salon kämst, ich würde gern etwas mit dir besprechen, bevor Franziska und Schlupp zum *dîner* kommen.«

Gryszinski nickte scheinbar unbefangen, doch innerlich krampfte sich etwas in ihm zusammen. Er ahnte, dass sich gleich aufklären würde, womit Sophie seit geraumer Zeit ihre Tage zubrachte, und musste sich die diffuse Angst eingestehen, es wäre etwas Unangenehmes. Er konnte sich kaum auf den sagenhaften Moment konzentrieren, als die Brunner den Ofen öffnete und ein riesiges heißes Blech herauszog, auf dem Kränze aus gebackenem Teig in verschiedenen Größen lagen. Ein Duft nach gerösteten Mandeln, Gewürznelken und Zimt fiel über sie her, dazu pikte ihnen eine Note von Pomeranzen und Limonen in die Nase. Die Kränze würden gleich aufgetürmt und mit einer schaumigen Creme aufgefüllt werden. Nachdem die beiden männlichen Gryszinskis das alles ausreichend bestaunt hatten, wobei die Brunner scheinbar ungerührt und lautlos wie ein Schatten zwischen ihren Töpfen umhergehuscht war, nahm Anneliese Fritzi an die Hand, um ihn für die Nacht fertig zu machen. Gryszinski trat den Weg zurück zum Salon

an, im Vorbeigehen warf er einen Blick auf die Repetieruhr im Esszimmer; es war noch reichlich Zeit, bis ihr Besuch erscheinen würde.

Die Freundschaft zu seinem alten Berliner Freund Otto von Grabow, genannt Schlupp, hatte sich seit den Ereignissen im letzten Herbst wieder intensiviert, mittlerweile dinierte der Junggeselle fast jeden Abend bei ihnen. Auch Sophie stand auf so vertrautem Fuß mit ihm, dass sie den Spitznamen für ihn übernommen hatte, der noch aus den Zeiten stammte, in denen sie als ganz junge Offiziere die langweiligen Nachmittage nach dem zeitlich übersichtlichen Dienst in der Kaserne mit allerhand Unsinn zugebracht hatten – Gyszinski war von seinen Kameraden »Baldur« gerufen worden, warum, wusste er nicht mehr zu sagen. Grabow arbeitete hier in München bei der Preußischen Gesandtschaft und pflegte ansonsten einen recht gemütlichen Lebensstil, voller Rituale und Gewohnheiten, die jemand, der schon lang mit sich allein lebt, eifersüchtig vor Einmischungen von außen schützt. In Grabows Fall galt es da einer alten Witwe die Stirn zu bieten, in deren Räumlichkeiten er logierte. Jeden Morgen, egal wie sehr er sich dagegen wehrte, räumte sie seinen Humidor sowie den beträchtlichen Stapel an abonnierten Tageszeitungen, mit denen er sich täglich auf seinem Lieblingssessel am Kamin einrichtete, mit einer an Starrsinnigkeit grenzenden Akribie ausgerechnet auf jenen kleinen Sekretär, den Grabow für einen Frisiertisch für Damen hielt und der somit als feindlicher Fremdkörper in seinem ansonsten frauenfreien Haushalt angesehen werden musste. Ein Betragen, über das er sich regelmäßig bei der abendlichen Zigarre mit seinem Jugendfreund ausließ.

Sie hatten noch weiteren Zuwachs in ihrem kleinen Kreis der Hausfreunde zu verzeichnen, und das war Sophies Freundin Franziska Gräfin von Wurmbrand. Sie entstammte

einer großen Familie des Wiener Hochadels und hatte das Pech gehabt, sich in einen Bankier zu verlieben, der zwar steinreich, aber eben nur von neuem Adel war. Eine Heirat mit dem Herrn hätte sie mit sofortiger Wirkung aus ihren gesellschaftlichen Kreisen verbannt. Mit diesem Konflikt hadernd, war sie nach München gekommen, wo sie sich in der Bogenhausener Stadtvilla irgendwelcher Verwandten über ihre Lage klar werden wollte. Soweit Gryszinski es verstanden hatte, hielt dieser Zustand bereits drei Jahre an, es war also davon auszugehen, dass der Bankier längst ad acta gelegt war, während die Wurmbrand es sich hier in München einfach sehr nett eingerichtet hatte. Sie war, um es gelinde zu sagen, eine absolut exaltierte Person, und eigentlich war für Gryszinski mit der Brunner sein Maß an skurrilen Frauen, die seinen Haushalt bevölkerten, schon voll. Doch hatte die Wienerin im letzten Jahr in einer unangenehmen Sache so treu zu Sophie gehalten, dass er ihr aus purer Dankbarkeit vielleicht nicht gern, aber doch bereitwillig sein Heim öffnete. Auch sie kam fast jeden Abend zum *dîner*, aber seltsamerweise fast nie, soweit er es mitbekam, zum Tee, was die Frage nach Sophies Wirken am Tage noch rätselhafter machte.

»Setz dich«, sagte Sophie etwas förmlich und wies auf den zweiten Fauteuil vorm großen Erker. Diesen füllte eine schlanke Palme aus, deren üppige Wedel die zwei kleinen Sessel überdachten. Auf einem davon hatte sie bereits selbst Platz genommen. Er folgte ihrer Anweisung, während sie auf ihrem Sitz hin und her rutschte und offenbar keine Idee hatte, wo sie ihren linken Ellenbogen ablegen könnte. Sie war tatsächlich, erkannte Gryszinski voller Staunen, nervös.

»Also, was möchtest du gern besprechen?«, fragte er im defensiven Tonfall.

»Nun, also, ich weiß gar nicht recht, wo ich anfangen soll.« Fast hilfeschend lächelte sie ihn an. Dann, plötzlich, griff sie fest nach seiner Hand und sah ihm in die Augen. »Willi, ich ... habe etwas geschrieben. Und jetzt soll alles ganz schnell gehen, ich kann es noch gar nicht fassen ...«

»Geschrieben? Was geschrieben?« Gryszinski fühlte sich zutiefst verwirrt.

Sie lachte, es klang befreit. »Eine Novelle! Oder einen kleinen Roman, wenn du so willst.«

»Du hast einen Roman geschrieben.« Die Information sickerte durch die Schichten seiner Erkenntnis. »Du hast ... Deswegen!« Er sprang auf. »Das erklärt natürlich alles, warum du nicht mehr liest, und ... Was ist mit dem Haushaltsbuch?«

»Was?« Nun war Sophie verwirrt. »Was soll mit dem Haushaltsbuch sein?«

»Na, du liest nicht mehr deine Bücher, aber stehst den ganzen Tag am Stehpult in der Küche und notierst dir Dinge im Haushaltsbuch, das bringt mich schon seit Wochen völlig aus dem Gleichgewicht.«

Sie lachte schallend. »Ach, Willi! Das ist nicht das Haushaltsbuch, das ist mein Manuskript! Ich stehe dort jeden Tag und schreibe daran. Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, wo das Haushaltsbuch überhaupt ist.«

Jetzt lachte er auch, er war so froh. Sie hatte keine Ahnung, wo sich das Haushaltsbuch befand, das war seine Frau. Alles war gut. Wobei, erst jetzt kam die Neuigkeit wirklich bei ihm an, kämpfte sich durch das letzte, besonders zähe Stratum der Ignoranz an die Oberfläche. »Du hast einen Roman geschrieben«, wiederholte er. »Das ist wirklich beachtlich. Ich bin stolz auf dich, mein Mienchen.« Er strahlte sie an, und sie strahlte zurück.

»Wirklich? Ach, Willi, ich bin so froh!«

»Natürlich! Also darauf müssen wir gleich anstoßen, ich werde Frau Brunner bitten, den Heidsieck aus dem Keller zu holen.«

Er wollte schon klingeln, aber sie hielt seinen Arm fest. »Warte. Es geht doch noch weiter. Ich habe das Buch einem Verleger gezeigt, er ist daran interessiert, es zu veröffentlichen.«

»Also, das ist ja ... Bravo!« Das war nun wirklich ungewöhnlich, es kam in Gryszinskis innerem Koordinatensystem gar nicht vor. Eine Frau, die Romane veröffentlichte, noch dazu *seine* Frau.

»Und es ist nun so«, fuhr sie fort, seinen zaghaften Applaus nicht weiter beachtend, »dass ich deine Genehmigung brauche. Bei verheirateten Frauen, was eh selten vorkommt, sagt der Verleger, braucht er eine offizielle Erlaubnis vom Ehemann. Zudem ich natürlich nicht unter irgendeinem Pseudonym, sondern meinem richtigen Namen veröffentlichen werde.«

»Sophie von Gryszinski.«

»So heiße ich wohl.«

Der letzte Satz hatte recht trotzig geklungen. Gryszinski nahm sich zusammen. Er erkannte, wie wichtig es ihr war, und auch, dass es sie einiges kostete, ihn um Erlaubnis für etwas bitten zu müssen, was, wenn er es bedachte, noch nie in ihrer Ehe vorgekommen war. Er lächelte offen. »Dann gib mir dein Manuskript, ich lese es mit Freuden, so schnell es geht«, erklärte er arglos.

Etwas verschob sich. Er brauchte ein paar Sekunden, um zu konstatieren, dass er immer noch strahlte wie eine Glühfadenlampe, während ihren Gesichtszügen jedes Leuchten entwichen war.

»Wieso willst du es erst lesen?«, fragte sie.

»Nun ... Wenn ich meine Genehmigung für etwas erteilen soll, muss ich doch vorher wissen, um was genau es sich

Mit ihrem untrüglichen Sinn für starke Auftritte kam in diesem Moment die Brunner ins Esszimmer und trug eine fein duftende Orangensulz auf. Das schimmernde Gelee wurde in zu kleinen Körbchen geschnitzten Orangenhälften serviert, alle fein säuberlich auf der kristallinen Etagere aufgereiht, die diese ganze Geschichte erstaunlicherweise unbeschadet überstanden hatte. Für Sophie wählte die Brunner ein besonders gelungenes Körbchen aus. Es war Grysinski nicht entgangen, dass die Brunner seit ihrem letzten gemeinsamen Abenteuer nun auch Sophie mit einer gewissen mütterlichen Milde umsorgte. Jedenfalls hatte die Haushälterin ganz klar ihren Dünkel gegenüber berufstätigen adeligen Damen abgelegt und grummelte sogar nicht mehr, wenn sie das Haushaltsbuch bei den Kartoffeln fand.

»Das war sicher ein herber Schlag für Ihre Eltern«, kam Grabow noch einmal auf Grysinskis Bericht zurück. »Wie haben sie denn auf die Eröffnung reagiert?«

»Tja. Mein Vater hat etwas gegrummelt von ›Ehre‹ und ›Junge, bist du dir sicher‹, aber meine Mutter hat ihn auf ihre unvergleichliche herrische Art zum Verstummen gebracht. Für mich hatte sie, nicht zum ersten Mal, nur ein einziges Wort übrig, aber das war aus ihrem Mund vernichtend.«

»Was war es?«

»Sie sah mich an, eine ewige Weile lang. Dann schleuderte sie es mir entgegen.« Grysinski schauderte immer noch bei der bloßen Erinnerung.

»Nun?«

»*Bohemien!*«

# Epilog

Knapp zwei Wochen nach Ostern desselben Jahres brach der Stausee Bouzey in Lothringen. Die Katastrophe forderte mehr als hundert Menschenleben. Vermutlich hätte Gryszinski lediglich bei seinem morgendlichen Mokka eine Notiz zu dem Unglück in der Zeitung gelesen und dann nicht weiter darüber nachgedacht. Allerdings unterrichteten die Kollegen von der politischen Abteilung ihn kurz darauf, dass man unter den Ertrunkenen auch die Leiche August Nowaks entdeckt hatte, nach dem seit Februar im gesamten Kaiserreich gefahndet worden war. Der unglückliche Anarchist hatte mehrere Stangen Dynamit bei sich getragen und, nur Minuten bevor die Katastrophe sich ereignete, die Staumauer erklommen, wie sie aus verschiedenen Augenzeugenberichten rekonstruierten.

Ob er geplant hatte, die Mauer zu sprengen – aus einem ähnlich sinnlosen und unverständlichem Fanatismus heraus, der ihn auch zu dem vereitelten Attentat auf den Prinzregenten getrieben hatte –, und lediglich vom Schicksal überholt wurde, das sich zuweilen selbst für die platteste Ironie nicht zu schade ist, konnte niemals geklärt werden. Sicher war nur, dass Nowak am Ende jenes zweifelhafte Pech widerfahren war, das auch das Attentat seines Vaters auf den Kaiser verhindert hatte: Das Wasser, ewiger Widersacher des Feuers, hatte die tödliche Sprengladung aufgeweicht und unschädlich gemacht.

Seit dieser Geschichte sinnierte Gryszinski viel über Herkunft und die prägende Kraft der Vergangenheit. Nach dem Bruch mit seinen Eltern hatte er zunehmend das Gefühl, dass die lange starke Linie seiner Ahnen wenn vielleicht nicht völlig durchtrennt, so doch irgendwie zerstoßen war. Und aus all diesen frei schwebenden Partikeln bauten Sophie und er sich einen Alltag, der heller leuchtete und von mehr Schönheit durchzogen war als ihr Leben zuvor. Das, so wurde es Gryszinski immer klarer, war die wahre Kunst.

# Historische Notiz

Das Leben im Künstlerdorf Schwabing um die Jahrhundertwende ist eine der schillerndsten und am meisten von Legenden umrankten Episoden der Münchner Geschichte. 1895, das Jahr, in dem diese Geschichte spielt, markiert dabei eine Zeit des Umbruchs: Noch war der Malerfürst Lenbach eine unumstößliche Leitfigur, auch wenn die Münchner Secession bereits im vollen Gange war. Die Zeitschriften *Simplicissimus* und *Jugend*, die ganze Künstlergenerationen prägen sollten, standen kurz vor ihren Erstausgaben. Und während solch wichtige Figuren wie Wedekind, Stuck, Langen und Corinth bereits in der Stadt wirkten, sollten andere doch erst kurz darauf dazukommen – etwa Wassily Kandinsky, Paul Klee oder Marianne von Werefkin, um nur wahllos einige zu nennen.

Schweren Herzens habe ich also auf die Auftritte einiger spannender historischer Persönlichkeiten verzichtet, um die Geschichte nicht völlig durcheinanderzubringen. In einigen Fällen allerdings habe ich mir dann doch literarische Freiheiten erlaubt, um das, was mir prägend für diesen träumerischen Zustand Schwabings erscheint, kondensieren zu können. Man möge mir die historischen Schnitzer verzeihen, die ich im Folgenden aufzähle.

Fanny zu Reventlow kehrte eigentlich erst im Frühjahr 1895 nach München zurück, im Februar hielt sie sich noch in Hamburg auf. Da sie aber eine solch zentrale Figur der